

Józef Niewiadomski

Nur auf dem Pulverfass? Verwickelt?

Hierarchie zwischen Anspruch und Realität

◆ Das Verhältnis von Hierarchie und Volk Gottes – es ist eine der virulentesten Fragen, die in der Nachkonzilsära auf der Tagesordnung geblieben ist. Bis heute ist kein befriedigender *modus vivendi* gefunden, diese Spannung konstruktiv zu nützen. Der Innsbrucker Dogmatiker und ehemalige Chefredakteur der ThPQ Józef Niewiadomski zeigt mit dem Begriff der „verwickelten Hierarchie“ (Luis Dumont) auf, dass seit dem Konzil die Aufgabe ansteht, sowohl gegen Entmündigung als auch gegen völlige Individualisierung dem Kirche-Sein in der Welt von heute eine Form zu geben. (Redaktion)

Es ging zu weit. Oder – weil schon „im Sprung gehemmt“ – nicht weit genug! Paradoxe Weise sitzt jenes Konzil, das dank der hierarchischen Struktur der katholischen Kirche einberufen, durchgeführt und auch auf den Weg der Umsetzung gebracht wurde,¹ in der nachkonziliaren Diskussion permanent auf der Anklagebank: Es habe diese Struktur zu sehr oder aber zu wenig erschüttert.² Freilich wird man schon die vom Konzil vorgenommene Verortung der Hierarchie in der dogmatischen Konstitution „*Lumen gentium*“ als Positionierung auf einem Pulverfass deuten müssen, vor

allem dann, wenn man sich die berühmte gewordene ironische Bemerkung Johann Adam Möhlers, in welcher die Kirche mit der Hierarchie identifiziert wird, vor Augen führt. Bereits im Jahr 1823 spottete der Tübinger Theologe über die einseitige Ekklesiologie seiner Zeit: „Gott schuf die Hierarchie, und für die Kirche ist nun bis zum Weltende mehr als genug gesorgt.“³

Dem Kapitel über das „Volk Gottes“ nachgeordnet, bekommt die Hierarchie dem Willen des Konzils gemäß eine klar definierte Aufgabe: „Damit alle, die zum Volk Gottes gehören und sich daher der

¹ Schon oder noch im Jahre 1969 hält *Hans Küng* in seinem Artikel „Konzil“ im „*Sacramentum mundi*“ (Bd. 3, 50) fest, dass die kodifizierten Bestimmungen die konstitutive Rolle des Papstes und der Bischöfe beim ökumenischen Konzil klar festschreiben, damit aber keineswegs die Laien aus dem Konzil ausschließen. Deren „direkte Repräsentation“ wäre dogmatisch nicht nur möglich, sondern theologisch wie praktisch „wünschenswert, u. U. unbedingt notwendig“. Gleichzeitig hält er allerdings auch fest, „ein Konzil, welches gegen die Amtsträger gehalten würde, [widerspräche] der Kirchenordnung und dem Wesen insbesondere des ökumenischen Konzils, welches die gesamte Kirche repräsentieren will, was ohne die Amtsträger nicht möglich ist“.

² Die Fronten werden auf der einen Seite durch die Lefebvrianer, auf der anderen Seite durch die vielen Initiativen wie „Wir sind Kirche“ klar markiert. Lehnen die einen jegliche demokratisch gefärbte Mitbestimmung in Sachen Kirchlichkeit ab, so fordern die anderen eine umfassende „Demokratisierung der Kirche“.

³ Zit. nach: *Peter Neuner* (Bearb.), *Texte zur Theologie. Ekklesiologie II*, Graz 1995, 102.

wahren Würde eines Christen erfreuen, in freier und geordneter Weise sich auf das nämliche Ziel hin auszustrecken vermögen und so zum Heile gelangen“, bleiben die Amtsträger zwar „mit heiliger Vollmacht ausgestattet“, stehen aber „im Dienste ihrer Brüder“ (LG 18). Wozu ist demnach die Hierarchie nicht nur notwendig, sondern auch heilsam und gut? Für den Dienst an der Ordnung und der Einheit des Volkes Gottes! Und wo ist da der Sprengstoff?

Für diesen sorgte zuerst die durch das Konzil neu aufgestellte innere Ordnung der Hierarchie selbst. Sie wurde ja bisher vor allem durch den Jurisdiktionsprimat des Papstes klar und eindeutig geregelt. Zwar versuchte der deutsche Episkopat in der Kollektiverklärung von 1875 das Missverständnis abzuwehren, angesichts des Primats wären die Bischöfe bloß willenlose Werkzeuge des Papstes. Trotzdem lebte im katholischen Bewusstsein ein allzu pyramidales Bild der hierarchischen Kirche fort, welches das Missverständnis zu einem gewollten Missverständnis machte. Nun verortete das Konzil das päpstliche Amt deutlich im Bischofskollegium, positionierte mit der Auffassung von zwei höchsten Gewalten in der Kirche sozusagen den Sprengstoff direkt in der Spitze der Pyramide.⁴ Nur als Bischof von Rom ist der Papst ja der Träger des päpstlichen Amtes, eine Papstweihe innerhalb des hierarchisch strukturierten Ordo ist nicht vorgesehen. „Unter dem Gesichtspunkt der ‚Weihehier-

archie‘ gibt es also keinen Unterschied zwischen den Bischöfen und dem Papst. Dass die Kirche eine ‚hierarchische Verfassung‘ hat, besagt ... grundlegend nicht weniger, aber auch nicht mehr, dass sie von Bischöfen geleitet wird, deren Amt für das jeweils ihnen anvertraute Territorium bzw. den ihnen anvertrauten Personenkreis alle Vollmachten des kirchlichen Amtes umfasst, das nach katholischer Auffassung im Heilshandeln Jesu Christi selbst begründet ist, dem Leben der Kirche von Anfang an gegeben war und das dreifache Amt Jesu Christi selbst, nämlich das priesterliche, das prophetische und das königliche Amt ... in der Geschichte zur Erscheinung bringt.“⁵

Im Heilshandeln Jesu Christi bleibt aber nicht nur das kirchliche Amt begründet. Das Konzil griff auch zur Begründung der neu entdeckten Wahrheit des gemeinsamen Priestertums aller Gläubigen auf das dreifache Amt Jesu Christi zurück, brachte damit den Sprengstoff auch in die Basis der Pyramide. Durch Taufe und Firmung werden Menschen „Christus geweiht und mit dem Heiligen Geist gesalbt“ und bekommen so Anteil am priesterlichen, prophetischen und königlichen Amt Christi. So können sie verschiedene – ihnen von Gott ermöglichte – Lebensrollen übernehmen und ihre christliche Berufung, ihr „Priestersein“, als Lebenshingabe im Tun und Ergeben, in Arbeit und Freizeit leben, damit auch ihre Sendung in der Kirche wahrnehmen: eine Sendung, die auf die Sendung

⁴ Der Prozess dieser Neuverortung war einer der dramatischsten im Konzil; aufgrund der extremen Positionen drohte dem Konzil die Spaltung. Paul VI. wies durch seine Intervention (vgl. *Nota explicativa praevia* zum 3. Kapitel von LG) die „maximalistische Auffassung der Kollegialität der Bischöfe“ (Träger der höchsten Gewalt in der Kirche sei das Bischofskollegium mit dem Papst) zugunsten der minimalistischen (es gibt zwei höchste Gewalten in der Kirche: das Bischofskollegium mit dem Papst und der Papst allein) zurück, „gewann“ so auch die Gegner jeglicher Kollegialität und rettete damit das Konzil vor dem Auseinanderbrechen.

⁵ *Otto Hermann Pesch*, *Das Zweite Vatikanische Konzil (1962–1965). Vorgeschichte – Verlauf – Ergebnisse – Nachgeschichte*, Würzburg 1993, 246.

der Hierarchie nicht reduzierbar ist (LG 32–34). Es schlug damit die „Stunde der Laien“! Da ging es nicht mehr um „participatio“ an der oder aber „collaboratio“ mit der Sendung der Hierarchie, wie dies noch im Jahre 1922 Pius XI. von den katholischen Laien und der Katholischen Aktion erwartete. Eine auf der Taufe und Firmung beruhende kirchliche Organisationsstruktur der Gemeinschaft der Gläubigen, die spätestens im neuen Codex Iuris Canonici von 1983 auch „aus der Taufe“ gehoben wurde, hat das pyramidale Bild unterwandert. Das Konzil sprach auch davon, dass unter Gläubigen „wahre Gleichheit“ herrscht und die Kirche eine Gemeinschaft ist, in der alle Mitglieder dieselbe Würde haben. Doch garantiert die Konstatierung derselben Würde keineswegs die Einheit, geschweige denn eine „herrschaftsfreie Kommunikation“. Im Gegenteil, sie potenziert Spannungen und bildet oft erst den Grund für Konflikte. Der Dienst an der Einheit wird damit – und dies weit über das, was man darüber in Managementkursen lernen kann, hinaus – zu einer theologisch brisanten Angelegenheit. Weil sich die Konzilsväter dessen auch bewusst waren, positionierten sie die Hierarchie dort, wo sie notwendig – weil Notwendend – ist: in der Mitte des von Spannungen gezeichneten Volkes Gottes. Die Bindung der Gemeinschaft der Gläubigen an die hierarchische Verfassung sollte demnach der kirchlichen *Communio* zur Einheit verhelfen. Den tiefsten Grund erblickt diese Kirche im hierarchisch strukturierten Ordo-Sakrament. Aus vorgesehenem Einheitsdienst wurde allerdings in der nachkonziliaren Kultur sehr bald auch eine klare Frontstellung: „Hierarchie contra Volk Gottes“. Dies nicht zuletzt deswegen, weil schon das Konzil die Laien im Hinblick auf ihre Sendung in der Kirche zwischen die

Fronten gestellt hat. Neben einer Sendung, die im „gemeinsamen Priestertum“ ihre Grundlage hat, kennt das Konzil ja jene Sendung der Laien, aufgrund derer diese – zur Linderung seelsorgerlicher Not –, soweit es ihnen möglich ist, an die Stelle der Priester treten können (AA 3). Und in welchem Status? Als „Platzhalter“? Als pseudohierarchische Amtsträger? Mit Fachqualifikationen ausgestattet, aber ohne die Gnade der Weihe, wurden die „Laientheologen“ bald in einen Positionskrieg „Hierarchie contra Volk Gottes“ geschickt. Mit missverständlichen Titeln – wie jenem der „Berufschristen“ – versehen, sind sie oft Opfer eines spirituell gepflegten, mimetisch strukturierten Rivalitätsprogramms zwischen Priestern und Laien geworden. Dessen Folgen sind vielfältig und widersprüchlich. Der klerikale Laie und der „laisierte Priester“ gehören ebenso dazu wie die Tatsache, dass im breiten Bewusstsein sich längst ein „nicht ganz katholisches“ Verständnis des ordinierten Amtes durchgesetzt hat. Es bringt das Amt und die Person nur noch nachträglich in Verbindung und lässt die Ordination vor allem im Kontext der Rechte und Privilegien erscheinen, die dem Ordinierten zukommen, nicht aber im Kontext der Bindung und Verpflichtung, der Inanspruchnahme einer Person und einer Lebensgeschichte.

Für zusätzlichen Sprengstoff sorgt aber auch die Koppelung der theologischen Wahrheit von derselben Würde aller Getauften mit der liberalen Weltanschauung, in der die Würde gleichursprünglich mit den als Anspruch verstandenen Menschenrechten gesehen wird. Solange sich nämlich die Kirche als eine „societas inaequalis“, als eine Gesellschaft von Ungleichen verstanden hat, machte die fundamentale Kluft zwischen jenen, denen die Vollmacht „zum Heiligen, Lehren und

Leiten“ gegeben wurde, und jenen, die sie nicht hatten, nicht nur das Wetteifern zwischen Laien und Hierarchen, damit auch die Rivalität in Sachen Kirchlichkeit, sondern schon jeden Wunsch nach Mitbestimmung unmöglich. Die aufgehobene Barriere der „Ungleichheit“, das Beseitigen des sprichwörtlichen „Hochwürden“, weckt sowohl den Hunger nach Mitbestimmung als auch nach Teilhabe am Amt: Die Barrieren, die den Zugang zu hierarchischen Ämtern regeln, wurden zunehmend zum Ärgernis und zur Zielscheibe theologischer Kritik. Da die durch historische Kritik erschütterten traditionellen Gründe für die Regelung der Zulassungsbedingungen zur Weihe kaum durch neue und überzeugende ersetzt wurden, erscheint das Festhalten an den traditionellen Bestimmungen als Sturheit und bloßer Machterhaltungswille der Hierarchie. Gemäß dem medial verfestigten Bild wird gerade in diesem Kontext die hierarchische Verfassung der Kirche selbst immer wieder zum Stolperstein und Ärgernis, von denen man aber – wie vom schmerzenden Zahn, den man unaufhörlich mit der Zunge berührt, obwohl dies weh tut – gar nicht lassen will. Obschon überholt und der gestrigen Welt angehörig, wird sie doch als faszinierend empfunden. Und dies vermutlich deswegen, weil sie einer anderen Welt anzugehören scheint.

Durchbrüche und Stagnationen

Die Positionierung der Hierarchie durch das Konzil auf dem Pulverfass brachte

nach dem Konzil eindeutige Durchbrüche von bester Qualität. Paradigmatisch wirkte vor allem die lateinamerikanische Entwicklung. Die Bischofssynoden von Medellin (1968) und Puebla (1979) können im Rückblick geradezu als Zeichen mustergültiger Präsenz einer vom innerkirchlichen, aber noch mehr vom gesellschaftspolitischen Sprengstoff schwangenen Kirche in der Welt von heute gesehen werden. Die dort stattgefundenen Interpretation der regionalen Situation im Lichte des Konzils und die konkret gezogenen Folgerungen zum Thema Gerechtigkeit, die Entdeckung von Basisgemeinden als neuer Form organisierter Kirchlichkeit beeinflussten nachhaltig die gesamte Kirche. Die meisten anderen Synoden – sowohl in Lateinamerika als auch weltweit – blieben allerdings „recht blass“.⁶ Sie wurden „stark von der Kurie gelenkt“, ihr Spielraum blieb begrenzt. Und der Grund dafür? Raymund Schwager nennt mehrere: „Zurückschrecken vor gewissen Entwicklungen nach dem Konzil, Polarisierungen, Angst vor Spaltungen, Unsicherheit, was die Öffnung zur Welt tatsächlich bedeute, Bedenken bezüglich einer Vermischung von konziliarer Anliegen mit der 68iger ‚Revolution‘“. Er macht aber nicht nur darauf aufmerksam, dass „viele Bischöfe über manche Auswirkungen des Konzils erschrocken waren und keine weiteren innerkirchlichen Reformen wollten“, sondern auch, „dass es eine extrem schwierige Aufgabe ist, die Einheit einer weltweiten Gemeinschaft von ungefähr einer Milliarde Gläubigen in einer Zeit radikaler gesellschaft-

⁶ Johannes Paul II. schrieb dazu 2001 in „*Novo millennio ineunte*“, 44: „Auch was die Reform der Römischen Kurie, die Organisation der Synoden und die Arbeitsweisen der Bischofskonferenzen betrifft, ist seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil viel geschehen. Aber es bleibt sicherlich noch viel mehr zu tun, um die Möglichkeiten dieser Werkzeuge der Gemeinschaft besser zum Ausdruck zu bringen.“

licher Umbrüche zu wahren“⁷. So gesehen könnte man sagen, schon die Tatsache, dass in der nachkonziliaren Kirche trotz aller Spannungen und kleinerer Explosionen⁸ die Einheit bewahrt blieb, sei doch ein Evaluationsergebnis, welches für den Wert der Hierarchie und der durch das Konzil vorgenommenen Positionierung „auf dem Pulverfass“ spricht.

Und nur weil es diese Einheit gibt, bleibt die Katholische Kirche gerade in der globalisierten Welt das, was sie auch faktisch ist: das wichtigste Sozialgebilde, das sich den Mechanismen „der unsichtbaren Hand des Marktes“ und den verschleiern den Träumen „postmoderner“ kulturpolitischer Diskurse nicht unterwirft. Unaufhörlich macht sie – und dies sowohl durch das Zeugnis der Laien als auch jenes der Hierarchie – auf die faktische Zerrissenheit der Welt aufmerksam, verleiht auch damit den Opfern der Globalisierung eine Stimme. Diese Rolle hat sie nicht zuletzt wegen der Neupositionierungen kirchlicher Lehre in der nachkonziliaren Zeit seitens der Hierarchie. Die von Johannes XXIII. und Paul VI. gelenkte Aufmerksamkeit auf die kirchliche Soziallehre wurde von Johannes Paul II. voll aufgegriffen und theologisch vertieft. In seinen Sozialenzykliken wird die Logik der Menschenrechte als die einzige menschenwürdige Lösung der gesellschaftlichen Probleme, mehr noch als der vom Evangelium für unsere Gegenwart vorgezeichnete Weg präsentiert, die Soziallehre damit immer mehr ins Zentrum der Dogmatik und der Gnadenlehre gerückt. Hand in Hand mit der Verkündigung des

normativen Rahmens der Menschenrechte, damit aber auch mit der Unterstützung des Anspruchsdenkens, ging aber und geht auch weiterhin die Weigerung des Transfers dieser Logik in den binnenkirchlichen Bereich. Die theologische Legitimation der Weigerung scheint zwar klar zu sein. Weil Johannes Paul II. den religiösen Kern der Menschenrechte in der gnadentheologisch begründeten Fähigkeit und Bereitschaft zur Proexistenz, zur Empathie und zum Erleiden sieht, kann er in der Kirche das Subjekt des Engagements für Menschenrechte anderer sehen, nicht aber den Ort, an dem Menschen ihre – wie auch immer definierten – Rechte einklagen.

An diesem Punkt wird aber doch der tiefe Riss zwischen jenen Gläubigen, die als Bürger demokratischer Kulturen ihr Leben „selber in die Hand nehmen“, in der „mündigen“ Gestaltung ihres Lebens – durchaus in der Tradition des Konzils – auch den Vollzug des „gemeinsamen Priestertums“ erblicken könnten, und der Hierarchie, die in den letzten Jahren den Wert auf Regeln einer „katholischen Lebensweise“ legt, ihren Einheitsdienst deswegen mehr als Grenzziehung denn als Integration in den „bunten katholischen Gemüsegarten“ begreift, erfahrbar. Dies wird auf eine schmerzhaft Weise vor allem bei der systembedingten Ausgrenzung der „nicht konformen“ Lebensmodelle sichtbar. Die seelsorgerlich motivierten Versicherungen der ekklesialen Würde Betroffener vermag die fortschreitende Entfremdung beispielsweise geschiedener Wiederverheirateter, Schwuler und Lesben und von Menschen,

⁷ R. Schwager, Kirche als universales Zeichen, in: Roman A. Siebenrock / Willibald Sandler (Hg.), Kirche als universales Zeichen. In memoriam Raymund Schwager SJ, Wien 2005, 19–62, 59–61.

⁸ Die größte nachkonziliare „Explosion“ ereignete sich bereits 1968 in der Rezeption der Enzyklika „Humanae vitae“ von Paul VI. Diese erzeugte einen tiefen Riss, wenn nicht gar einen Abgrund in den Fragen der Familienplanung, der zwischen dem Papst und dem Großteil der Bevölkerung, auch der Gläubigen in der (westlichen) Welt liegt.

die in „Lebensabschnittspartnerschaften“ leben, nicht zu stoppen. Dieser tiefe Riss wird durch innerkirchliche Frustrationen im Kontext der Organisation der Seelsorge und den seit Jahrzehnten als Dauerbrenner diskutierten Themen des Zölibates und der Ordination der Frau nur noch verstärkt.⁹ Die medial verstärkten Spannungen und Zerreißproben führen immer öfters dazu, dass die hierarchische Struktur der Kirche direkt in Frage gestellt und „Rom“ zum „gemeinsamen Feind“ unterschiedlichster kirchlicher Gruppierungen wird. So paradox es klingen mag: Ein Zerrbild dessen, was Hierarchie sei, wird inzwischen gerade in der Kirche mit einer Selbstverständlichkeit sondergleichen gepflegt. Das Bild einer seelenlosen, auf Machterhaltung konzentrierten Bürokratie, die dazu noch von Männern am Leben erhalten wird, beflügelt nicht nur die Fantasie jener Autoren aus dem Genre „Mystery“, die immer und immer wieder neu über die „Geheimnisse des Vatikans“ schreiben, sondern auch viele Gläubige.

Gespür für den Wert der Hierarchie

Kann in der gegenwärtigen – vom Traum der Gleichheit trunkenen – Kultur überhaupt noch ein Gespür für den Wert der Hierarchie im Allgemeinen und den der kirchlichen im Besonderen entwickelt werden? Die weltberühmte Anthropologin Mary Douglas macht darauf aufmerksam, dass Hierarchie zuerst für ein umfassendes Ordnungsprinzip steht, ein Prinzip, das alle möglichen Felder unseres Lebens ord-

net, deswegen auch niemals verschwinden wird. Und sie setzt hierarchische Logik der pragmatisch-individualistischen entgegen. Individualismus sei zwar die Philosophie der Gleichheit. Sie geht aber Hand in Hand mit der Praxis der Ungleichheit, die durch Gesundheit und Durchsetzungskraft hervorgebracht wird.¹⁰ Welche treibenden Kräfte regulieren das Zusammenleben, wenn weder Ränge noch Machtverhältnisse festgelegt sind? Einzig und allein der Wettbewerb. Die Kultur des Alltags wird dann allein durch die Freude der Gewinner und die Trauer der Verlierer markiert. Von diesem Hintergrund leitet Douglas den unverzichtbaren Wert von Hierarchie ab. Diese beschränkt den Wettbewerb und die Rivalität, institutionalisiert die Autorität, sorgt damit auch für Stabilität; vorausgesetzt sie verläuft nicht einlinig, neigt also nicht zur Reduktion einer Hierarchie zur Diktatur. Die Anthropologin macht auf einige Regeln aufmerksam, die ihrer Meinung nach das Funktionieren hierarchischer Konzepte maximal optimieren. Wenn etwa die Top-Position als eine Position begriffen wird, die mehr ritueller Art sei, denn mit wirklicher Macht ausgestattet, oder aber die Machtteilung so organisiert bleibt, dass diejenigen, die an der Spitze stehen, eher wenig Macht haben, v.a. aber es sich nicht leisten können, die „Unteren“ zu missachten. Wertschätzung sei auch oder gerade für eine hierarchisch strukturierte Gemeinschaft von entscheidender Bedeutung. Solche Regeln fügen sich in das von Louis Dumont entwickelte Konzept der „verwickelten Hierarchie“ ein. Entscheidend sei für solche Hierarchien

⁹ Vgl. Jan-Heiner Tück (Hg.), *Risse im Fundament? Die Pfarrerinitiative und der Streit um die Kirchenreform*, Freiburg i. Br. 2012.

¹⁰ Mary Douglas, *A Feeling for Hierarchy*, in: James L. Heft (Hg.), *Believing Scholars*, New York 2005, 94–121, 96.

„einerseits das Faktum, dass Hierarchien von der Umschließung der in ihnen unterschiedenen Gegensätze gekennzeichnet sind und anderseits die Umkehrung des Verhältnisses dieser unterschiedenen Teile auf den diesen Teilen entsprechenden und wiederum voneinander unterschiedenen Ebenen.“¹¹ Was bedeuten solche Einsichten für unseren Zusammenhang? Für das Verhältnis Kirche – Staat – bürgerliche Gesellschaft und für die Kirche selbst? Zuerst gilt es festzuhalten, dass gerade der durch das Zweite Vatikanische Konzil inspirierte, von Johannes Paul II. konsequent weiterverfolgte Abschied vom „Konstantinismus der Kirche“ auch für unseren Zusammenhang von Bedeutung ist. Nicht nur, weil er vermutlich das meiste an Sprengstoff für die Durchbrüche zu einer neuen Form hierarchischer Ämter enthält. Er fördert auch die kreative Entwicklung einer „verwickelten Hierarchie“ bei den Beziehungen zwischen Kirche und Staat, macht demnach eine in sich hierarchisch strukturierte Kirche im Kontext demokratischer Staaten keinesfalls obsolet. Gerade eine auf direkte politische Verantwortung verzichtende Kirche kann ja im Bereich der civil society umso glaubwürdiger für Menschenwürde eintreten. Dies allerdings nur, wenn auch ihre eigene hierarchische Struktur dem Modell einer „verwickelten Hierarchie“ gleicht. Mit der Positionierung der Hierarchie innerhalb

des „Volkes Gottes“, der Einbettung der Hierarchen im „gemeinsamen Priestertum“, dem Bekenntnis zur Sendung der Laien, die auf die Sendung der Hierarchie nicht reduzierbar ist, und der Betonung des Zusammenhangs von Dienen und Hierarchie hat das Konzil anspruchsvolle Weichen für ein solches Verständnis derselben gelegt. Es hat damit nicht nur Sprengstoff in das Schiff der Kirche gebracht. Eine aus diesem Anspruch heraus gestaltete Hierarchie wäre auch Sprengstoff genug für eine pragmatisch-individualistische Kultur.

Der Autor: Józef Niewiadomski, geboren 1951 in Polen, war 1991–1996 Professor für Dogmatik in Linz und ist seit 1996 Professor der Dogmatik in Innsbruck; seit 2001 Beirat des International Colloquium on Violence & Religion; seit 2004 Dekan der Theologischen Fakultät. Forschungsschwerpunkt: Zusammenhänge zwischen Religion und Gewalt, Entwurf einer „Dramatischen Theologie“. Publikationen: *Herbergsuche. Auf dem Weg zu einer christlichen Identität in der modernen Kultur*, Münster 1999; zusammen mit Raymund Schwager: *Religion erzeugt Gewalt – Einspruch! Innsbrucker Forschungsprojekt „Religion–Gewalt–Kommunikation–Weltordnung“*, Münster 2003; zusammen mit Michael Langer, *Die Theologische Hintertreppe. Die großen Denker der Christenheit*, München 2005.

¹¹ Wolfgang Palaver, Hierarchie ist nicht gleich Hierarchie. Das Konzept der „verwickelten Hierarchie“ und seine Bedeutung für das zukünftige Verhältnis von kirchlich-hierarchischer und staatlich-demokratischer Ordnung, in: Roman A. Siebenrock / Willibald Sandler (Hg.), *Kirche als universales Zeichen* (s. Anm. 7), 173–185, 179.